

Riecke, Jörg

## **Einige Anmerkungen zum Problem des Flexionsklassenwechsels bei deutschen Verben**

*Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. 1994, vol. 9, iss. 1, pp. 39-60

ISBN 80-210-1045-2

ISSN 0068-2705

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/105375>

Access Date: 02. 12. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

JÖRG RIECKE

## EINIGE ANMERKUNGEN ZUM PROBLEM DES FLEXIONSKLASSENWECHSELS BEI DEUTSCHEN VERBEN

### A. FLEXIONSKLASSENWECHSEL VOM ALTHOCHDEUTSCHEN ZUM NEUHOCHDEUTSCHEN

Auf das Phänomen des Übertritts starker Verben in die Gruppe der Verben mit schwacher Flexion ist in den letzten Jahren wiederholt aufmerksam gemacht worden.<sup>1</sup> Fest steht, daß die Klasse der starken Verben bis heute fortwährend Einzelglieder an die schwache Konjugation verliert. Aus diesem Grunde stehen sich auch in der deutschen Gegenwartssprache nicht selten stark und schwach flektierende Formen ein und des selben Verbums gegenüber. Die DUDEN-Grammatik führt in der „Liste aller unregelmäßigen Verben“ folgende in diesem Zusammenhang zu nennende Fälle auf:<sup>2</sup>

*backen, bleichen, dängen, dünken, erkiesen, gären, gleiten, glimmen, hängen, hauen, klimmen, kreischen, küren, löschen, mahlen, melken, pflegen, quellen, salzen, saugen, schaffen, schallen, scheinen, scheren, schinden, schleifen, schleißeln, schmelzen, schnauben, schrecken, schwären, schwelgen, senden, sieden, spalten, stecken, stieben, triefen, wägen, weben, weichen, wenden, wiegen.*

---

<sup>1</sup> Einen ersten Überblick geben die Zählung und Statistiken bei Gerhard Augst, *Wie stark sind die starken Verben?* Überlegungen zur Subklassifizierung der nhd. Verben. Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen 1975, bes. S. 254—257. Sieh auch Ute Hempen, *Die starken Verben im Deutschen und Niederländischen*, Tübingen 1988.

<sup>2</sup> D U D E N Bd. 4. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 4., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. v. Günter Drosdowski. Mannheim—Wien—Zürich 1984, § 220. Nur fachsprachlich verwendete schwache Formen werden in dieser Zusammenstellung nicht berücksichtigt.

Es darf als wahrscheinlich gelten, daß ein beträchtlicher Teil dieser Verben im Verlaufe der nächsten Jahrzehnte vollständig zur schwachen Konjugation übergetreten sein wird. Beispiele für den komplett vollzogenen Flexionsklassenwechsel gibt es auf allen Stufen der deutschen Sprachgeschichte.<sup>3</sup> Als starke Verben des Germanischen bzw. Althochdeutschen, die zum Mittelhochdeutschen hin schwach geworden sind, werden bei U. H e m p e n genannt:

Klasse II: *pi-hneotan* ‚befestigen‘, *ar-leotan* ‚hervorwachsen‘, *ruzzan* ‚schnarchen‘;  
Klasse III: *hrespan* ‚reißen‘, *spurnan* ‚treten‘;  
Klasse IV: *gi-fehan* ‚sich freuen‘, *klenan* ‚bestreichen‘;  
Klasse VI: *sachan* ‚streiten‘;  
Klasse VII: (Ic) *eichan* ‚zusprechen‘, (II) *bluozan* ‚opfern‘, *fluochan* ‚fluchen‘, *ouchan* ‚vermehrten‘.

Es folgen diejenigen starken Verben des Mittelhochdeutschen, die auf dem Wege zum Neuhochdeutschen schwach geworden sind:

Klasse I: *kinan* ‚keimen‘, *ent-liben* ‚schonen‘, *nigen* ‚sich neigen‘, *rihan* ‚anheften‘, *sihen* ‚sehen‘, *snüwen* ‚schneien‘, *swifen* ‚sich bewegen‘, *wihen* ‚schwächen‘;  
Klasse II: *bliuwen* ‚schlagen‘, *briuwen* ‚brauen‘, *kiuwen* ‚kauen‘, *niesen*, *riuwen* ‚reuen‘, *sliefen* ‚schlüpfen‘, *smiegen* ‚schmiegen‘, *tuchen* ‚tauchen‘;  
Klasse III: *bellen*, *dimpfen* ‚dampfen‘, *gellen* ‚laut tönen‘, *grimmen* ‚wüten‘, *hellen* ‚hallen‘, *hinken*, *krimmen* ‚krümmen, kratzen‘, *krimpfen* ‚zusammenziehen‘, *rimpfen* ‚zusammenziehen, rümpfen‘, *schellen* ‚schallen‘, *scherren* ‚scharren‘, *sliefen* ‚mit den Füßen schlurfen‘, *smerzen* ‚schmerzen‘, *swelgen* ‚schlucken‘, *verzen*, *wellen* ‚wälzen‘, *werren* ‚durcheinander bringen‘, *zinden* ‚brennen‘;  
Klasse IV: *heln* ‚geheim halten‘, *queln* ‚sich quälen‘, *rechen* ‚Rache nehmen‘, *swern* ‚schmerzen‘, *zemen* ‚ziemen‘, *zer-zern* ‚zerreißen‘;  
Klasse V: *jeten* ‚jäten‘, *kneten*;

Klasse VI: *maln* ‚mahlen‘, *nagn* ‚nagen‘, *schaben* ‚kratzen‘, *schepfen* ‚schöpfen‘, (recte:) *ge-wahen* ‚berichten‘, *waten* ‚waten, gehen‘;  
Klasse VII: (Ia) *bannen* ‚gebieten‘, *schalten* ‚schieben‘, *spalten*, *spannen*, *valten* ‚falten‘, *walken*, *wallen*, *walten* ‚herrschen‘, *walzen* ‚sich wälzen‘, (Ic) *eischen* ‚forschen‘, *sweifen* ‚schweifen, schwingen‘, (II) *schroten* ‚hauen, schneiden‘.

## B. FLEXIONSKLASSENWECHSEL UND MORPHOLOGISCHE NATÜRLICHKEIT

Ein wie es scheint weiterführender Erklärungsversuch für diesen Flexionsklassenwechsel, der zunächst bemüht ist, die einzelsprachlichen Erscheinungen des morphologischen Wandels stärker als bisher geschehen

---

<sup>3</sup> Man vergleiche dazu die Zusammenstellungen bei Ute H e m p e n, *Die starken Verben*, S. 146—149 zum Mittelhochdeutschen und S. 191—194 zum neuhochdeutschen Bestand.

als Reflexe universaler Prozesse sichtbar zu machen, ist zuletzt im Rahmen einer Theorie der sogenannten „morphologischen Natürlichkeit“ vorgelegt worden.<sup>4</sup>

Das Konzept der sogenannten „morphologischen Natürlichkeit“ beruht, ausgehend von gewissen perzeptionstheoretischen Überlegungen G. F r e g e<sup>5</sup>, auf der Annahme, daß bei der sprachlichen Erfassung der Welt zwischen Dingen unterschieden wird, die „näher liegen“ und solchen, die „ferner liegen“.<sup>6</sup> Das, was näher liegt, also das eigentlich Selbstverständliche, sei „konzeptuell“ weniger markiert.<sup>7</sup> In diesem Sinne werden Kategorien wie „Singular“, „maskulines Genus“, „Indikativ“ oder „Präsens“ als weniger markiert betrachtet als ihre Gegenüber „Plural“, „feminines Genus“, „Konjunktiv“ oder „Präteritum“.<sup>8</sup> Haben sich in einer Einzelsprache aus Gründen, die nicht morphologischer Natur sind, zwei verschiedene Paradigmen zur Bezeichnung einer grammatischen Kategorie herausgebildet, so soll sich dasjenige durchsetzen, das der Dichotomie von Markiertheit und Unmarkiertheit am deutlichsten entspreche. Semantisch stärker markierte Kategorien tendieren zu merkmalthafter, weniger markierte zu merkmallloser morphologischer Symbolisierung. Unter den als markiert geltenden Formen sollten sich folglich jeweils diejenigen durchsetzen, deren Markiertheit deutlicher ist. Im Falle des Nebeneinanders von konkurrierenden Paradigmen wie der starken und schwachen Verbalflexion im Deutschen scheint nun das Paradigma der schwachen Verben, die ihr Präteritum durch die regelmäßige Anfügung des Präteritalkennzeichens *-t* bilden, durchsichtiger und in diesem Sinne „normaler“ zu sein als das Paradigma der starken Verben mit seiner vielfältig gegliederten Modifikation des Stammvokals.<sup>9</sup> Es ist deutlicher markiert und damit systemangemessener.<sup>10</sup> Nach diesem Prinzip der „Systemangemes-

---

<sup>4</sup> Sieh dazu Wolfgang U. Wurzel, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, Berlin 1984, bes. S. 72–74, S. 146. Die grundlegende Darstellung des theoretischen Konzepts ist nachzulesen bei Willi Mayerthaler, *Morphologische Natürlichkeit*, Wiesbaden 1981. Zum wissenschaftsgeschichtlichen Ort und den Grenzen der Theorie sieh Eckhard Meineke, *„Natürlichkeit“ und „Ökonomie“*. Neuere Auffassungen des Sprachwandels, in: *Sprachwissenschaft* 14 (1989), S. 318–356.

<sup>5</sup> E. Meineke, *„Natürlichkeit“*, bes. S. 321–327.

<sup>6</sup> Man vergleiche ebd. S. 324f.; vgl. ebd. auch die Bemerkungen zur Rolle des „prototypischen Sprechers“ im Denken W. Mayerthalers.

<sup>7</sup> Man vergleiche W. Mayerthaler, *Morphologische Natürlichkeit*, S. 10: „Wenn wir von ‚semantischer Markiertheit‘ sprechen, so ist ‚semantisch‘ hierbei nicht im modelltheoretischen Sinne zu verstehen: ‚semantisch‘ meint vielmehr ‚kognitiv‘ bzw. ‚konzeptuell‘“.

<sup>8</sup> Man vergleiche ebd., bes. S. 9, S. 14 und S. 23. Die kognitive Ungleichgewichtigkeit zweier Kategorien, die sich in einer unterschiedlich ausgeprägten morphologischen Symbolisierung spiegelt, wird als „konstruktioneller Ikonismus“ bezeichnet. Sieh dazu auch E. Meineke, *„Natürlichkeit“*, S. 326f.

<sup>9</sup> Man vergleiche W. Wurzel, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, S. 72–75; E. Meineke, *„Natürlichkeit“*, S. 338.

<sup>10</sup> Zum Begriff „Systemangemessenheit“ sieh bes. W. Wurzel, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, S. 81–115.

senheit“ ist deshalb im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen ein Rückgang der starken Verbflexion zugunsten der schwachen Flexion zu erwarten.

Im Rahmen dieses Konzepts der Natürlichkeit kann die Bewegungsrichtung zumindest einer Vielzahl von Sprachwandelvorgängen wohl zutreffend beschrieben werden. Wie das Beispiel der starken Verben zeigt, vermögen sich jedoch die Einzelsprachen gelegentlich dieser Gesetzmäßigkeit zu entziehen. Andernfalls hätte sich die größere „Normalität“ der merkmalthafter symbolisierenden Klasse der schwachen Verben dahingehend auswirken müssen, daß die weniger deutlich markierten ablautenden Verben, die nunmehr als Teil einer instabilen Flexionsklasse erscheinen, bis zum heutigen Tage restlos verschwunden wären. Die Ursachen für die Begrenzung des prognostizierten Sprachwandels, die dem Natürlichkeitstheoretischem Ideal entgegengesetzt ist, sollten in solchen Fällen zuerst in den Bedingungen der Einzelsprachen selbst gesucht werden.<sup>11</sup> Es bleibt dann erklärungsbedürftig, in welchem Verhältnis das, was als „morphologische Natürlichkeit“ auf universaler Ebene erscheint, und dasjenige, was einzelsprachlicher Norm entspricht, aber deshalb nicht Hand in Hand mit dem universalen Prinzip zu gehen braucht, zueinander stehen.<sup>12</sup> „Es gilt also zu ermitteln, welche allgemeineren Eigenschaften des einzelsprachlichen Flexionssystems der Normalität von Flexionsklassen zu Grunde liegen oder, anders ausgedrückt, durch welche Faktoren die Normalität von Flexionsklassen innerhalb eines gegebenen Systems determiniert ist.“<sup>13</sup> Wolfgang U. W u r z e l hat daher zu zeigen versucht, daß dem Streben nach morphologischer Durchsichtigkeit, das auf die typologische Vereinheitlichung des Systems abzielt, in den Einzelsprachen das Phänomen der Klassenstabilität gegenüberstehe.<sup>14</sup> Klassenstabilität umfaßt diejenigen Ausgleichs- und Anpassungstendenzen, die auf die phonologische und semantische Motivierung der Flexionsklasse gerichtet sind. Sprachwandel vollziehe sich demnach im Spannungsfeld von Systemangemessenheit und Klassenstabilität.<sup>15</sup> Im Bereich der Verbflexion des Deutschen ließen sich so beispielsweise Klassen wie die I. Ablautreihe, die durch eine vergleichsweise große Zahl von Verben gekennzeichnet ist und daher wenig gefährdet erscheint, deutlich von anderen Klassen unter-

---

<sup>11</sup> Der Versuch W. Mayerthalers, einzelsprachliche Verhältnisse dieser Art, die dem konstruktionellen Ikonismus zuwiderlaufen, in die universale Theorie zurückzuholen und als eine Art von „Markiertheitsumkehrung aufgrund einzelsprachlichem Kontext“ (*Morphologische Natürlichkeit*, S. 48) zu deuten, ist der wohl am schärfsten kritisierte Teil seiner Theorie der morphologischen Natürlichkeit. Sieh dazu E. M e i n e k e, *„Natürlichkeit“*, S. 328.

<sup>12</sup> Man vergleiche E. M e i n e k e, *„Natürlichkeit“*, S. 334.

<sup>13</sup> W. W u r z e l, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, S. 74.

<sup>14</sup> Man vergleiche W. W u r z e l, ebd., das Kapitel „Flexionsklassenstabilität und Produktivität“ auf den Seiten 116—172, bes. S. 167.

<sup>15</sup> Ebd.

scheiden, deren Bestand sich kontinuierlich reduziert. Auf diese Weise bietet die Theorie der morphologischen Natürlichkeit zumindest für den Bereich des deutschen Verbalsystems einen willkommenen Beschreibungsrahmen.

### C. FLEXIONSKLASSENWECHSEL UND FLEXIONSKLASSENSCHWANKUNG IN ALTHOCHDEUTSCHER ZEIT

Jede Erklärung des Flexionsklassenwechsels bleibt aber unvollständig, die nicht auch die Frage nach den Anfängen dieser Erscheinung in der Geschichte der deutschen Sprache stellt. Und es ist daher um so auffälliger, daß das althochdeutsche Material bisher zur Beschreibung des Flexionsklassenwechsels noch kaum herangezogen worden ist. Dies scheint seinen Grund vor allem darin zu haben, daß bislang zumeist nur solche Verben in die Betrachtung einbezogen wurden, die den Flexionsklassenwechsel vollständig vollzogen haben.<sup>16</sup> Die spärlichen Angaben der althochdeutschen Grammatik können ebenfalls keine Klarheit bringen, da bei der Behandlung der ablautenden Verben zumeist nur unspezifisch von einer Existenz vereinzelter schwacher Präteritalformen gesprochen wird.<sup>17</sup> Von einem Übertritt zur schwachen Flexion wird ausdrücklich nur im Zusammenhang mit den *verba pura* des Typs *sâan*, *blâan* gesprochen.<sup>18</sup> In den übrigen genannten Fällen wird nicht deutlich, ob die schwache Präteritalform das Resultat eines Flexionsklassenwechsels bzw. einer Flexionsklassenschwankung ist, oder ob neben dem starken Verbum auch ein regelmäßig gebildetes denominales schwaches Verbum vorliegen kann, das unter gewissen Umständen für das starke Verbum eingetreten ist.<sup>19</sup> Wohl auf der Basis dieser Angaben bezeichnet W. U. Wurzel die Klassen der starken und schwachen Verben des Althochdeutschen als durchaus stabil. „Im Althochdeutschen gibt es zwischen diesen Klassen zwar vereinzelte Schwankungen, aber keinerlei systematische Übertritte, auch nicht von den starken zu den schwachen Verben.“<sup>20</sup> Er kommt daher zu dem Schluß, daß die Klasse der schwachen Verben erst in dem Augenblick meßbaren Einfluß auf die ablautenden Verben gewinnt, als in der

---

<sup>16</sup> Man vergleiche die Aufstellungen zum Mittel- und Neuhochdeutschen am Beginn dieser Darstellung.

<sup>17</sup> Man vergleiche z. B. A h d G § 330 A. 4 zu *gi-risan*, § 336 A. 3 zu *bi-ginnan*.

<sup>18</sup> Sieh A h d G § 351 A. 3. Vielleicht soll auch der auf *spurnan* bezogene Hinweis „Im Ahd. hat sich zu *spurnan* auch ein schw. Praet. I *spurnta* gebildet“ in diesem Sinne verstanden werden. Sieh § 337 A. 5.

<sup>19</sup> Sieh etwa ebd. § 347 A. 3 zu *skepfen*. Man vergleiche dazu aber auch § 347 A. 6 und 361 A. 2.

<sup>20</sup> W. U r z e l, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, S. 146.

Folge des Zusammenfalls der Endsilbenvokale ahd. (*e*), (*ô*), (*ê*) und (*a*) zu mhd. (*e*) die Flexionsklassen zum Mittelhochdeutschen hin in ihrer phonologischen Form einander angeglichen wurden. Dieser Vorgang sei deshalb von entscheidender Bedeutung, da den einzelnen Ablautklassen, aber auch dem System der starken Verben als Ganzes von jenem Zeitpunkt an eine zahlenmäßig viel größere einheitliche und stabile Flexionsklasse mit gleichem Endsilbenvokal (*e*) und Dentalpräteritum gegenüberstand. „Damit entsteht die Grundlage für den jahrhundertelangen Prozeß des Übertritts von starken Verben in die schwache Klasse im Deutschen, (...)“.<sup>21</sup> Durch die Wirkung der Phonologie wird demnach Klassenstabilität im Flexionssystem abgebaut.<sup>22</sup> Es ergibt sich daraus dann von selbst, daß das Althochdeutsche keinen Beitrag zur Erhellung des Phänomens „Flexionsklassenwechsel bei deutschen Verben“ leisten könnte.

Diese Schlußfolgerung hält jedoch einer Überprüfung der althochdeutschen Belege nicht stand. Es ist dabei aber erforderlich, nicht nur — wie etwa U. Hempen — diejenigen Verben in die Betrachtung einzubeziehen, die den Flexionsklassenwechsel von einer Sprachstufe zur anderen vollständig vollzogen haben. So wie es in der deutschen Gegenwortsprache gleichzeitig stark und schwach flektierende Varianten gibt, so lassen sich solche Doppelformen auch bereits in althochdeutscher Zeit nachweisen — und zwar in durchaus größerem Umfang als es die kurzen Bemerkungen der „Althochdeutschen Grammatik“ vermuten lassen. Da davon ausgegangen werden kann, daß sich jeder komplett vollzogene Flexionsklassenwechsel zunächst durch ein Übergangsstadium der Flexionsklassenschwankung ankündigt, dem Phänomen der Flexionsklassenschwankungen also die gleichen Ursachen zu Grunde liegen, wie dem Flexionsklassenwechsel, sollten beide Bereiche folglich auch nicht getrennt voneinander behandelt werden.<sup>23</sup>

Das Althochdeutsche bietet, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, unter anderen die folgenden Belege:<sup>24</sup>

---

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Auf das Phänomen der Flexionsklassenschwankung bei neuhochdeutschen Verben hat zuletzt auch Elke Theobald, *Sprachwandel bei deutschen Verben*, Tübingen 1992, hingewiesen.

<sup>24</sup> Da es hier nur um die grundsätzliche Erhellung des Problems gehen soll, ist keine Vollständigkeit bei der Erfassung des Materials angestrebt worden. Es werden daher nur die weitgehend sicheren Fälle vorgeführt. Für eine vollständige Zusammenstellung aller schwachen Varianten in der 1. Klasse der schwachen Verben des Althochdeutschen sowie für weitere Nachweise und Quellenangaben sieh Verf., *Die schwachen jan-Verben des Althochdeutschen*. Ein Gliederungsversuch (im Druck).

<sup>25</sup> Zu den verba pura des Germanischen. II. Teil, in: Klaus Matzel, *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rosemarie Lühr — Jörg Riecke — Christiane Thim Mabrey, Heidelberg 1990, S. 56f.

## 1. DIE GRUPPE DER VERBA PURA

Das Schicksal der germanischen *verba pura* zeigt, daß der von Wolfgang U. Wurzel in Abrede gestellte systematische Übertritt einer Gruppe starker Verben zur schwachen Flexion bereits in voralthochdeutscher Zeit stattgefunden hat. Die Verben wechseln geschlossen in die 1. Klasse der althochdeutschen schwachen Verben über. Die Gründe dieses Übertritts sind von Klaus Matzel ausführlich dargestellt worden.<sup>25</sup> Die Ablösung des ursprünglich reduplizierend-ablautenden Präteritums der *verba pura* des hier erfaßten Typs durch Formen des starken Präteritums, die sich in den westgermanischen Sprachen vollzogen hat, hätte bei den *verba pura* des Althochdeutschen, deren Stamm nicht, wie z. B. im Altenglischen, sekundär konsonantisch geschlossen wurde, zu unüblichen Vokalfolgen und in deren Folge zu funktionsuntüchtigen Flexionsparadigmen geführt.<sup>26</sup> Da der Ausgangspunkt des Übertritts in die schwache Flexion, der vokalisch auslautende Verbalstamm, für alle *verba pura* gleichermaßen galt, hat die ganze Gruppe den Übergang ausnahmslos vollzogen. Im Althochdeutschen selbst sind nur noch einige wenige Reliktformen bei den Partizipien des Präteritums, die auf die ursprünglich starke Stammbildung dieser Verben deuten, erhalten. Reste des ursprünglich starken Präteritums sind nicht mehr nachweisbar.<sup>27</sup>

Es handelt sich um die im Althochdeutschen schwach flektierten Verben.<sup>28</sup>

---

<sup>26</sup> Sieh ebd.

<sup>27</sup> Dazu ausführlich mit den überlieferten Formen Klaus Matzel, *Zu den verba pura des Germanischen*. II. Teil, S. 80. Man vergleiche besonders auch K. Matzels Zusammenstellung der *verba pura*, *Zu den verba pura des Germanischen*, I. Teil, ebd. S. 17—32.

<sup>28</sup> Die verwendeten Siglen der althochdeutschen Denkmäler folgen dem Althochdeutschen Wörterbuch Rudolf Schützeichels (SchW). Die Sigle Gl. steht für „Glossen“. In abgekürzter Form erscheint zudem die im folgenden genannte Literatur.

AhdG = Wilhelm Braune — Hans Eggers: *Althochdeutsche Grammatik*, 14. A., Tübingen 1987.

AGW = Taylor Starck — J. C. Wells: *Althochdeutsches Glossenwörterbuch*, Heidelberg 1971—1990.

AW = Elisabeth Karg-Gasterstädt — Theodor Frings: *Althochdeutsches Wörterbuch*, Bd. 1—4ff., Berlin 1968—1993ff.

IEW = Julius Pokorny: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Bd. 1, München 1959.

R = Fritjof Raven: *Die schwachen Verben des Althochdeutschen*, Bd. I, Gießen 1963.

SchW = Rudolf Schützeichel: *Althochdeutsches Wörterbuch*, 4. A., Tübingen 1989.

StSG = Elias Steinmeyer — Eduard Sievers: *Die althochdeutschen Glossen*, Bd. 1—5, Berlin 1879—1922.

VEW = Elmar Seebold: *Vergleichendes etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben*, The Hague-Paris 1970.

**bâen/bâuuen** ‚bâhen, wärmen‘ aus germ. \**bîja-* ‚wärmen, warm halten‘;  
**blâen**<sup>1</sup> ‚blasen, wehen‘, aus germ. \**blêja-*<sup>1</sup> ‚aufblasen, blâhen‘, VEW 117f.;  
**blâen**<sup>2</sup> ‚blôken‘ aus germ. \**blêja-*<sup>2</sup> ‚blôken, meckern‘;  
**bluoen/bluouuen** ‚blûhen‘ aus germ. \**blôja-* ‚blûhen‘, VEW 122;  
**fir-bruoen** ‚verbrennen‘ (StSG 1,671,25 *Deuorauit* : *firprute*; der Beleg ist in der Zusammenstellung Klaus Matzels zu ergänzen.) aus germ. \**hrôja-* ‚erwärmen, erhitzen‘;  
**drâen/drâuuen** ‚drehen‘ aus germ. \**Σrêja-* ‚drehen‘, VEW 539f.;  
**druoen** ‚leiden‘ aus germ. \**Σrôja-* ‚leiden‘;  
**gluoen** ‚glûhen‘ aus germ. \**glôja-* ‚glûhen‘, VEW 70;  
**gruoen** ‚grûnen‘ aus germ. \**grôja-* ‚wachsen, grûnen‘, VEW 242f.;  
**bi-knâen** ‚verstehen‘ aus germ. \**knêja-* ‚(er-)kennen‘, VEW 302;  
**ir-knuoen** ‚erkennen‘ (Die *ô*-stufige Ableitung ist nur im Althochdeutschen bezeugt. Otfrid 4,15,23 *aba ir mih irknuatit, ir selbon thaz irstuantit, uuiolih ouh min fater ist*. [Hs. VP; Hs. F: *irknâtit*]. Die Handschrift V ist die von Otfrid korrigierte Fassung, die Graphie wird daher kaum auf eine Verschreibung zurückgehen. Daß ein primäres Verbum vorauszusetzen ist, wird auch durch ein Verbaladjektiv \**knôja-* erwiesen, auf das, mit Suffixersatz, das Adjektiv ahd. *ein-chnuolich* ‚als einzigartig zu erkennen‘ zurückgehen dürfte. Man vergleiche K. Matzel, Nachträge zu den germanischen Verbaladjektiven auf *-i-/-ja-*. 2. Teil, in: HS 105 (1992), Nr. 176; aus germ. \**knôja-*. Das Verbum kann der Zusammenstellung K. Matzels hinzugefügt werden.  
**krâen/kràuuen** ‚krâhen‘ aus germ. \**krêja-* ‚krâhen‘, VEW 305f.;  
**luoen/luouuen** ‚brûllen‘ aus germ. \**hlôja-* ‚brûllen‘, VEW 265;  
**mâen** ‚mâhen‘ aus germ. \**mêja-* ‚mâhen‘, VEW 347;  
**muoen** ‚bemûhen‘ aus germ. \**môja-* ‚quâlen, ermûden‘;  
**nâen/nâuuen** ‚nâhen‘ aus germ. \**nêja-* ‚nâhen‘;  
**nuoen** ‚hobeln, glâtten‘ aus germ. \**hnôja-* ‚durch Schaben glâtten, genau zusammenfügen‘;  
**sâen/sâuuen** ‚sâen‘ aus germ. \**sêja-* ‚sâen‘, VEW 71;  
**spuoen** ‚sich vollziehen, gelingen‘ aus germ. \**spôja-* ‚vonstatten gehen, gelingen‘, VEW 455;  
**sprâen** ? ‚zucken‘. (Ob der Beleg StSG 2,540,8 *Palpitet sprâi. zabalo*; als 3. Sg. Präs. für ein ahd. *sprâen* zeugen kann, ist jedoch nicht ganz sicher. Vgl. K. Matzel, Zu den verba pura des Germanischen. I. Teil, S. 29 sowie mhd. *sprâjen*. Wohl aus germ. \**sprêja-* ‚spritzen, stieben‘.  
**tâen** ‚sâugen‘ aus germ. \**ðêja-* ‚sâugen‘;  
**uuâen** ‚wehen‘ aus germ. \**uêja-* ‚wehen‘, VEW 539f.

Die ausschließlich schwache Präteritalbildung der verba pura im Althochdeutschen zeigt, und dies ist in den Darstellungen zum morphologischen Wandel innerhalb des deutschen Verbalsystems, wie es scheint, bisher übersehen worden, daß der Prozeß des Flexionsklassenwechsels bereits in voralthochdeutscher Zeit einsetzt.<sup>29</sup>

<sup>29</sup> U. H e m p e n, *Die starken Verben*, S. 104, führt immerhin sieben verba pura auf, die beim Übergang des Westgermanischen zum Althochdeutschen schwach geworden sind. Eine Beurteilung dieses Befundes fehlt jedoch. Nur am Rande sei hier darauf hingewiesen, daß auch aus dem Altnordischen und Altenglischen sichere Beispiele für diesen Vorgang beigebracht werden können.

Neben den *verba pura* lassen sich im Althochdeutschen aber auch eine Reihe weiterer einzelner Verben ausmachen, die auf Grund ihrer Bedeutung, ihrer syntaktischen Verwendung oder ihrer Lautstruktur von der Klasse der ablautenden Verben zur Klasse der schwachen Verben übertreten. Die Belege werden im folgenden aufgeführt.

### I. Ablautreihe

**gi-risen** ‚müssen, nötig sein, sich ziemen; zukommen, zustehen, passend sein‘, (I., MF. MH. N; Gl.); SchW 213 st. sw. V., AGW 488 st. sw. V., R 158.

Die schwach flektierten Formen stehen neben dem starken Verbum ahd. *rīsan*, *gi-rīsan* ‚fallen, niederfallen‘; aus germ. *\*reisa-* ‚aufgehen, untergehen‘; sieh dazu VEW 371f.

Das Simplex und die Formen mit anderen Präfixen als *gi-* flektieren stets stark. Ahd. *gi-rīsan* hat laut AhdG § 330 A. 4, R 158 nur Formen des schwachen Präteritums. Doch hat sich in einem Falle (StSG 2, 249, 32 *Utputa: eosō careis*) eine starke Präteritalform erhalten. Die übrigen Belege sind schwach oder, wie MH 25<sup>a</sup> 1,1 *krisit* ‚decet‘, 3. Sg. Präs., nicht sicher zu bestimmen. Die literarischen Belege mit schwachen Präteritalformen (I., MF.) zeigen das Verbum nur in der 3. Sg. in unpersönlicher Konstruktion. Das schwache Präteritum ist offenbar in Anlehnung an die Tempusbildung der Perfektopräsentien, mit denen es sich auf semantischer Ebene durch die Bedeutungsentwicklung (‚auf-/untergehen‘ > ‚zukommen‘ > ‚sich ziemen‘ < ‚müssen‘) und im Gefolge dessen auf der syntaktischen Ebene durch die Verwendung mit abhängigem Infinitiv berührt (vgl. I., (P) 30,10), in das Paradigma eingedrungen. In dieser speziellen Verwendungsweise hatte sich das präfigierte Verbum schon früh so weit vom Basisverb entfernt, daß den Schreibern der Zusammenhang mit dem starken Simplex in der Regel nicht mehr gegenwärtig war und die unterschiedliche Flexionsweise zu weiterer funktioneller Differenzierung ausgebaut werden konnte. Die sicher schwach flektierten Glossenbelege übersetzen allesamt lat. *competente/compēte* und stammen aus bairischen Quellen. Sie werden als Synonyme zu ahd. *gi-limpfen* gebraucht.

Auch hier sind unpersönliche Konstruktionen vorauszusetzen. Die ältesten überlieferten schwachen Belege sind im Isidor und den Monseer Fragmenten enthalten und damit von Anbeginn der Überlieferung an.

## II. Ablautreihe

**rûzen** ‚schnarchen, zischen, knarren‘, (Gl.); AGW 501; die schwachen Belege bei Raven 166f.

Eine schwache Präteritalform liegt vor in der Glosse *stertebat: ruzeta*. Daneben sind ausschließlich Präsensformen und Formen des Part. 1 bezeugt, so daß eine Entscheidung in den übrigen Fällen nicht mit letzter Sicherheit getroffen werden kann.

Die schwach flektierten Formen stehen neben dem starken Verbum ahd. *rûzan* ‚schnarchen‘; aus germ. \**hrûta-*, VEW 277. Neben den nicht eindeutig bestimmbaren Belegen ist nur eine starke Form sicher nachzuweisen (StSG 4,220,8 *Ingemuit: raoz vel arsuufteota*). Die Graphie <ao> für ô verweist auf den bairischen Sprachraum, ins 8. oder 9.Jh.; vgl. AhdG §§ 45. A.1.2.3., 13.2. Daneben findet sich auch das präfigierte Verbum *widarrûzan*, zurückschauern, verabscheuen‘, StSG 1,34,38 *orreda, orrida: uuidhar ruzzand* Pa., *uuidhar ruzzant* K., 1,42,1 *Aborret: uuidar ruzzit* Pa., *uuidhar ruzzit* K., *uuidar ruzit* Ra., das von J. Splett, *Abrogans-Studien*, Wiesbaden 1976, S.87 und 496 als starkes Verb gedeutet wird. Ob besonders die Belege mit der Graphie <zz> hierhergehören, bleibt aber fraglich. In der AhdG § 333 A.3 wird der Ansatz eines starken Verbs nur wegen ae. as. *hrûtan* erwogen, die althochdeutschen Belege bleiben unerwähnt. Ahd. *rûzan*, das durch die genannte Präteritalform sicher als stark anzuerkennen ist, erscheint als Teil der Subklasse der Verben der II. Ablautreihe mit dem Präsensvokal û. Es gehört aber nicht, wie in AhdG § 333.3 erwogen, in die Klasse IIa, in der diejenigen Verben vereinigt sind, deren Stamm auf labiale und gutturale Konsonanten (außer germ. *h*) ausgeht. Es ist der einzige im Althochdeutschen erhaltene Vertreter der Verben auf û mit stammauslautendem Dental oder germ. *h*. Die hierher gehörigen germanischen starken Verben \**krûða-*, *lûta-*, *slûta-*, *sprûta-*, *strûða-* und *hûta-* sind im Althochdeutschen nicht belegt, größtenteils aber noch in Ableitungen zu fassen. Das Verbum ist althochdeutsch als starkes Verb der Klasse IIb mit dem Vokal /ô/ im Sing. Prät. in AhdG § 334 einzufügen. Die isolierte Stellung des Verbums in Ablautschema ist Ursache für den Übergang zur schwachen Flexion. Auch das Schwinden der übrigen germanischen Verben mit der Lautstruktur *Kû* + Dental dürfte darauf zurückzuführen sein, daß diese Verben gegenüber dem vorherrschenden Typ *-Kiu-* deutlich in der Minderzahl sind. Man sieht, daß sich Verben, die kleineren Subklassen angehören, langfristig in einem Prozeß, der bis zum Neuhochdeutschen hin andauert, nicht mehr gegenseitig stützen können. Bei den Verben mit niedriger Gebrauchsfrequenz setzt die Bildung schwacher Präteritalformen ein.

### III. Ablautreihe

**bi-ginnen** ‚beginnen‘, (I. T. O. N.; Gl.); AW 4,265ff., die schwachen Belege ebd. 266f., SchW 128, AGW 215, R 57f.

Das starke Verbum *biginnan* (aus germ. \*-*genna*-, VEW 224) hat außer dem regelmäßigen starken Präteritum schwache Formen aufzuweisen, und zwar „sehr häufig“ *bigonda*, „seltener (bes. bair.)“ *pigunda*, und bei I. *bigunsta*; AhdG § 336 A.3. Der früheste Beleg liegt vor in der Form *pi-gonda*, 3.Sg.Prät., der Würzburger Beichte; 9.Jh., ostfrk. Die schwachen Formen, besonders deutlich sichtbar an der Form *bigunsta*, sind Präteritalformen der Perfektopräsentien nachgebildet. Die Formen folgen vielleicht weniger dem Perfektopräsens der III. Ablautreihe *an* ‚gönne‘ in seiner Form *onsta* (so AhdG § 373), sondern eher Formen von *kan* (vgl. *konsta*, *konda*) denen es in seiner Gebrauchsfunktion näher steht. Auch das schwache Präteritum *bigonda* folgt dem regelmäßigen Präteritum des Perfektopräsens. Wie im Falle von *gi-risan* liegt also Beeinflussung durch die Präteritalbildung der Perfektopräsentien vor. Ältere Versuche, die uneinheitliche Flexion aus dialektalen Vorlieben und den Bedürfnissen des Reims zu erklären, greifen zu kurz. Die Anlehnung an Formen der Perfektopräsentien erklärt sich vielmehr dadurch, daß *beginnen* in bestimmten Verwendungsweisen nicht als Vollverb erscheint. Gewissermaßen als Prototyp der inchoativen Verben zeigt es in besonderem Maße Berührungen mit den typischen Eigenschaften der Modalverben, die selbst „einen inneren Zustand bezeichnen, der sich auf eine Tätigkeit richtet, deren Vollzug mit der das Modalverb enthaltenen Aussage im Gegensatz zu den sonstigen Verben gerade nicht dargestellt wird“ (E. Meineke), Besprechung. G. Öhlschläger, Zur Syntax und Semantik der Modalverben des Deutschen, in: BNF NF 25 [1989], S.227). Die semantische Nähe zu den Modalverben führt ihrerseits zu syntaktischen Parallelen, wie sie sich im Gebrauch des Infinitivs ohne *zi* zeigen, der für die Modalverben des Mittelhochdeutschen, wenngleich noch nicht systematisiert, so doch charakteristisch ist (E. Meineke, wie oben, S.227f.). Schon bei Otfried erscheint *beginnen* nie mit *zi*, sondern ist häufig „eng und formelhaft mit dem Infinitiv“ eines Satzes verbunden; vgl. Oskar Erdmann, Syntax der Sprache Otfrieds, Bd.1, Halle 1874, S.203. Eine Entwicklung, die im Falle von *brauchen* zur Verbindung mit dem System der Modalverben geführt hat, wird bei *beginnen* nicht weiterverfolgt.

**spurnen** ‚ausschlagen, mit dem Fuß stoßen‘, (Gl.); AGW 582, R 199. Ein sicheres schwaches Präteritum ist in *spurnta* (StSG 2,444,22 *Prosubigit* : *spurnta stirz*) bezeugt; weitere Belege R 199.

Die schwach flektierenden Formen stehen neben dem starken Verb ahd. *spurnan* ‚Spuren machen, zertreten‘, *bi-*, *fir-spurnan*; aus germ. \**spurna*-, VEW 453f. Eine Ursache für den Verlust der starken Flexion darf auch in diesem Fall in der isolierten Stellung des Verbums, das im Ablaut-

schema des Althochdeutschen als einziges in Klasse III *u* als Präsensvokal trägt, gesehen werden. Das Ausscheiden dieser Gruppe aus der starken Flexion könnte dadurch beeinflußt sein, daß bei Präsensvokal *u* in der III. Ablautreihe die Formen des Plural Präteritums keinen Ablaut mehr zeigen können; vgl. auch U. Hempfen, Die starken Verben, S. 185. Ein im Germanischen ebenfalls in diese Reihe gehöriges starkes Verbum germ. \**murna-*, vgl. ae. *murnan* ‚trauern‘ (st.sw.V.) ist althochdeutsch nicht mehr bezeugt. Mit dem Verlust dieser Verben vollzieht sich der gleiche Prozeß der Vereinheitlichung des althochdeutschen Ablautschemas, wie er in Klasse II beobachtet werden konnte.

#### IV. Ablautreihe

**fir-brechen** ‚zertrümmern, zerbrechen‘, (ein Beleg StSG 1,659,56 *Communit* : *furbrahte*, Clm 22201); F. Raven, S.57, deutet die Form *furbrahte* als schwache Präteritalform zum starken Verbum *fir-brechan* ‚etwas zerbrechen‘. Die Parallelhandschriften zeigen das starke Prät. *firprah*. Sieh AW 1,1333. Die schwache Flexion in einem Denkmal des 12. Jahrhunderts kann als Analogiebildung zu den sog. „Präterita mit Nasalausfall“ (dazu AhdG § 364) erklärt werden. Im AW 1,1397f. wird der Beleg statt dessen, was der Form nach möglich ist, als regelmäßiges Präteritum des Verbums *firbringen* gedeutet. Nicht nur der Befund der Parallelhandschriften steht aber damit nicht in Einklang, auch der Bedeutungsansatz des Verbums selbst wirkt etwas gezwungen. Sieht man von der strittigen Stelle ab, so findet sich das Verbum *fir-bringen* noch zweimal belegt, in beiden Fällen ebenfalls im Clm 22201, jedoch in der Bedeutung ‚verzehren, verbrauchen‘. Die Bedeutung ‚vernichten‘ für *comminuere* ist sonst nicht belegt und im AW unter *fir-bringan* eigens für den fraglichen Beleg angesetzt worden. Lat. *comminuere* kann nun tatsächlich die im AW gemeinte Bedeutung tragen, wohl aber ursprünglich nur im Hinblick auf die Vorstellung ‚ein Vermögen durchbringen‘. Der Kontext (Daniel 2,34) macht eine Glossierung durch *fir-bringen* allerdings eher unwahrscheinlich: „Solches sahest du, bis daß ein Stein herabgerissen wurde ohne Hände, der schlug das Bild gegen seine Füße, die aus Eisen und Ton waren, und zertrümmerte sie“. Bedenkt man noch, daß Vokalwechsel zwischen Präsens und Präteritum, wie sie z. B. in *bringan* — *brāhta*, *denken* — *dāhta*, bestanden, wiederholt auch zu etymologisch nicht berechtigten analogischen Neubildungen geführt haben (vgl. mhd. *liuhten* — *lūhte*, *lêren* — *lārte*), so dürfte der Deutung als schwaches Präteritum zu *fir-brechan* (aus germ. \**breka-*, VEW 132ff.) der Vorzug zu geben sein.

Ursprünglich zu den starken Verben der IV. Ablautreihe zählt auch:

**bi-klenen** ‚beschmieren‘, AGW 335; R 92f., (StSG 2,459,7 (*Oblita*) *sordidata* : *pichlenta* und StSG 4,152,57 *Oblita* : *bechlentiv*).

Die schwach flektierenden Formen stehen neben dem starken Verbum ahd. *klenen* ‚schmieren, zusammenkleben‘ *bi-klenen* ‚beschmieren‘; aus germ. \**klena-*, VEW 229. Es handelt sich bei dem starken Verb ursprünglich um das einzige im Althochdeutschen nachweisbare Verbum der IV. Ablautreihe mit der Lautstruktur -VnV- (AhdG § 340.2). Ein starkes Verb mit gleicher Lautstruktur germ. \**stena-*, ae. *stenan* ist althochdeutsch nicht belegt; vgl. VEW 496f. Ohne weitere Stütze hat sich ahd. *klenen* in dieser Klasse offenbar nicht halten können. Die Partizipbildung *ge-klenen* zeigt, daß die Sprachträger das Verbum an die V. Ablautreihe angeschlossen haben; vgl. AhdG § 343 A.6. Die zweite Ausweichmöglichkeit, der Übertritt zur schwachen Flexion, ist aber, wie die die Partizipialform *pichlenta* zeigt, ebenfalls erfolgt.

## V. Ablautreihe

**diggen** ‚erbitten, erlehen, anflehen, flehen‘, (B. Ch. FP. G. N. O.; Gl.); SchW 89, AGW 98, R 290. Im Althochdeutschen sind ausschließlich schwache Formen bezeugt. Man vergleiche auch as. *thiggian*. Demgegenüber stehen im Altenglischen und Altnordischen die Verben *Σicgan* (*Σah*) ‚empfangen, nehmen‘ und *Σiggja* (*Σá*) ‚empfangen, erreichen, jem. beschützen‘. Alle vier Verben führen auf germ. \**Σēgja-* ‚empfangen‘ zurück. Sieh dazu VEW 510. Der Bedeutungsunterschied, auf der einen Seite ‚flehen‘, auf der anderen Seite ‚annehmen, erhalten, erlangen, empfangen‘, der auch im Keltischen auffällt (sieh IEW 1057 unter \**tek-2*), wird von A. Jóhannesson, Isländisches etymologisches Wörterbuch, Bern 1951—56, S.433, als zwei Facetten einer Grundbedeutung ‚die Hand ausstrecken, um zu empfangen oder zu bitten‘ aufgefaßt. Die Entwicklung ist dann offenbar so verlaufen, daß die altenglischen und altnordischen Verben mit der Bedeutung ‚empfangen‘ usw. stark flektiert werden, die altsächsischen und althochdeutschen in der Bedeutung ‚flehen‘ usw. in die Klasse der schwachen Verben übergetreten sind. Der Flexionsklassenwechsel ist bei *j*-Präsentien häufig zu beobachten, weil ihr *j* leicht zum *j* der *jan*-Verben umgedeutet werden konnte. Gewöhnlich spielt dabei eine niedrige Gebrauchsfrequenz der Verben die entscheidende Rolle. In diesem Fall scheint es dagegen so zu sein, daß beide Seiten der Grundbedeutung ‚die Hand ausstrecken‘ nachträglich in ein kausatives Bedeutungsverhältnis umgedeutet worden sind. ‚Flehen‘ kann durchaus als ‚bewirken, daß jem. etwas empfängt‘ verstanden werden. Die Verben in sekundärer kausativer Funktion im Altsächsischen und Althochdeutschen werden schwach flektiert.

**fir-uuesen** ‚vergeuden, veruntreuen‘, (ein Beleg StSG 1,727,16 *Dissipassæt* : *ferweseti*); AGW 719, R 333.

Neben dem schwach flektierten Beleg steht das starke Verbum ahd. *fir-uuesan* ‚verbrauchen, zunichte werden‘; aus germ. \**uesa-* ‚schwelgen‘, VEW 562. Auch von E. Seebold wird die schwache Form nicht als Ableitung gedeutet, sondern offenbar als sekundär schwach geworden aufgefaßt. Diese Deutung ist deshalb naheliegend, weil bei der Annahme einer Kausativbildung, die allein bei der Betrachtung der Wortbedeutungen nicht auszuschließen wäre, grammatischer Wechsel hätte eintreten müssen.

## VI. Ablautreihe

**erren** ‚pflügen‘, AW 3,395, Schw 104, AGW 132, R 36.

Die schwachen Formen stehen neben ahd. *erien* ‚pflügen‘ aus germ. \**arja-* (K. Matzel, Ugerm. \**arjan*, ahd. *erien*, *erren* ‚pflügen‘. Festschrift für Hans-Friedrich Rosenfeld zum 90. Geburtstag, hrsg. v. Walter Tauber, Göttingen 1989, bes. S.461); AW 3,395, AGW 132, VEW 82.

Wohl schwach flektierende Formen sind im Althochdeutschen nur einmal bei Otfrid (2,4,43; 3.Pl. Präs. *errent*) und einmal bei Notker (1,308,27; Part. 1 *errento*) zu finden. Zur Beurteilung als starkes Verb mit *j*-Präsens der VI. Ablautreihe sieh K. Matzel, ebd., S.461 u. 465f. Der § 350 A.5 der AhdG ist zu streichen. In allen anderen altgermanischen Einzelsprachen erscheinen die Fortsetzer von urgerm. \**arja-* als schwache Verben der 1. Klasse. Es läßt sich jedoch in diesem Falle keine überzeugende Erklärung dafür beibringen, warum ein sonst stets schwaches *jan*-Verb im Althochdeutschen Formen eines starken Verbums zeigen sollte; vgl. K. Matzel, ebd., S.463f. Dagegen ist es nicht ganz ungewöhnlich, daß ehemals starke Verben mit *j*-Präsens in den Einzelsprachen zur Klasse der schwachen *jan*-Verben übergetreten sind; vgl. K. Matzel, S.464, mit Beispielen in A.44. Besonders bei Verben, deren Gebrauchsfrequenz vermutlich nicht sehr hoch war — ahd. *erien*, *erren*, mhd. *ern*, *erren* ist im Laufe der Zeit von anderen Verben, vor allem *pflügen* und *ackern* verdrängt worden —, ist das *j* der ablautenden *j*-Präsentien offenbar leicht zum *j* der schwachen *jan*-Verben umgedeutet worden. Ein weiterer Grund für den Übertritt in die schwache Flexion darf darin gesehen werden, daß vokalisch anlautende primäre Verben im Germanischen nur schwer in das Ablautsystem zu integrieren waren. Dort, wo Präsens- und Präteritalformen nur noch den inlautenden Konsonanten als gemeinsames Merkmal besaßen, war das Gefühl für die Zusammengehörigkeit der im Ablaut stehenden Formen nur schwer aufrecht zu erhalten.

**heffen** ‚aufblasen‘, AW 4,768 unter *heffen*, *heven* st. V. „wohl hierher schwach flektiert u. verschrieben“ (mit Hinweis auf schwache Formen

im Altenglischen und Altfriesischen), R 304. Der Beleg befindet sich AGW 466 unter einem Ansatz *zi-quebben* ‚aufschwellen‘. Der Glossenbeleg (StSG 2,679,45 *Inflatum* : *cichebitez*) ist wohl mit E. Steinmeyer (zur Stelle) als Beleg für die im Althochdeutschen nur einmal bezeugte schwache Präteritalbildung des sonst ablautenden *j*-Präsens *heffen* zu deuten. Ein jüngerer Beleg liegt vor in Npw 108,28 *irheuet*. Sieh dazu AW 4,772 unter *ir-heffen*, *-heven* st. V. für ahd. *heffen* st. V., sw. V. liegt die gleiche Bedingung des Flexionsklassenwechsels vor wie in ahd. *erren*, jedoch mit dem Unterschied, daß ein Verbum von vergleichsweise hoher Gebrauchsfrequenz wie ahd. *heffen* die starke Flexion leichter bewahren konnte. Der Übertritt zur schwachen Flexion mag in diesem Fall auch damit zusammenhängen, daß sich die Glossierung von lat. *inflare* mit *heffen* als ‚aufblasen‘ schon ein gutes Stück weit von der Ausgangsbedeutung ‚heben‘ entfernt hat. Für lat. *inflare* steht gewöhnlich ahd. *blâsen*, *blâen*.

**skeffen** ‚schaffen‘, SchW 229 st.sw.V.; unter R 180f. ist wohl zu ergänzen: StSG 1,331,28 *gisgehotemo* (für *\*gisgephotemo*, anders R 2,193 unter *zehôn*); StSG 1,644,69 *gischephotôm*; 1,648,44 *gischephtö*; vgl. K. Matzel, Besprechung. F. Raven, Die schwachen Verben des Althochdeutschen, in: AfdA 77 (1966), S.6; im AGW 538 sind für das schwache Verbum nur diese drei Belege aus der Handschrift Clm 22201 in der Bedeutung ‚auf kunstvolle Weise herstellen‘ verzeichnet. Dagegen stellt Birgit Meineke, Althochdeutsche *-scaf(t)*-Bildungen, Göttingen 1991, S.164f., diese Belege zum Adjektiv *scîboht*, das in den Parallelhandschriften an den entsprechenden Stellen erscheint, bzw. als Part.Perf. zu einem althochdeutschen schwachen *ôn*-Verbum. Auf einen weiteren Beleg für ein schwaches Verbum, der sicher der *jan*-Klasse zuzuordnen sein dürfte, verweist B. Meineke, ebd. S.165. Man vergleiche StSG 4,205,40 *Modulor* : *scheppon*; dies AGW 578 unter einem Ansatz *schepfôn*. Die Existenz schwacher Formen, die der *jan*-Klasse angehören, scheint damit unbestritten, unsicher ist nur die Deutung der in Betracht zu ziehenden Einzelbelege. Der früheste schwache Beleg ist bei Otfrid als *scaptin/scaftin* überliefert; man vergleiche R 180f., O. Erdmann, Otfrids Evangelienbuch, Halle a.S. 1882, S.302. Neben dem starken Verbum *skepfan* ‚schaffen‘; aus germ. *\*skapja-*, VEW 406. AhdG § 362 A.2 wird die Meinung geäußert, das Präteritum ahd. *skafita* zu *skepfen* sei wie *stafita* zu *stepfen* gebildet. In § 347 A.6 wird diese Aussage sinngemäß wiederholt und zugleich darauf verwiesen, daß das schwache Verb ahd. *stepfen* der Fortsetzer eines ehemals starken Verbums (vgl. noch ae. *stœppan*) sei. In § 347 A.3 wird dann aber für ahd. *skepfen* unter Verweis auf Otto Behaghel, Scchöpfen, in: PBB 44 (1920), S.515 die Ansicht vertreten, das sw. V. sei „wohl von *\*skap* ‚Gefäß‘“ abgeleitet. Diese Deutung ist von Nils Danielsen, Ahd. *skepfen*, *heffen* und *swerien*, in *Studia Neophilologica* 39 (1967), S.281—283, bestritten worden, da es mißlich sei, eine eigens zu diesem Zweck erschlossene Form

als Basis der Ableitung heranzuziehen, wenn eine einfachere Erklärung, die zudem im Althochdeutschen Parallelen hat, auf der Hand liegt. Wie im Falle von ahd. *erien* ist im *j*-Präsenssuffix des ablautenden Verbs die Brücke zum Aufkommen der schwachen Formen nach der *jan*-Klasse zu sehen. Man vergleiche dazu K. Matzel, *Urgtrm. \*rjan*, S.464 A.44.

Gegen die Deutung N. Danielsens könnte jedoch eingewendet werden, daß auch für diejenigen stark flektierenden Belege des starken Verbums ahd. *skepfan*, die die Bedeutung ‚schöpfen‘ tragen (so bei Notker *irscepfen* ‚ausschöpfen, ausleeren‘, StSG 2,82,21 *arscaffan* u. a.), nicht auszuschließen ist, daß sie ursprünglich Ableitungen von einem Substantiv urgerm. *\*skapa-* ‚Gefäß‘ gewesen sind und erst in Anlehnung an ein dann nur homonymes und nicht identisches Verbum ahd. *skepfen* ‚schöpfen, (er-)schaffen‘ zur starken Flexion übergetreten seien. Man vergleiche dazu Rosemarie Lühr, *Expressivität und Lautgesetz im Germanischen*, Heidelberg 1988, S.237. Dieser Übertritt käme dann aber nur den Verben mit der Bedeutung ‚schöpfen (von Wasser)‘ zu, nicht aber denen, die zu *skepfen* ‚schaffen‘ zu stellen sind. Diese im Althochdeutschen schwach flektierenden Verben in der Bedeutung ‚schaffen‘ wären in jedem Fall nicht als Fortsetzer einer denominalen Ableitung zu urgerm. *\*skapa-* ‚Gefäß‘ anzusehen, sondern nur als sekundäre Übertritte in die schwache Flexion.

Ob auf der anderen Seite für die Verben der Bedeutung ‚schöpfen‘ tatsächlich von einem sekundären Übertritt in die starke Flexion ausgegangen werden muß, ist zudem nicht völlig sicher. Auch B. Meineke, S.180 mit A?1131, hebt hervor, daß der semantische Aspekt des Hervorbringens sowohl für das Erschaffen als auch für das Schöpfen (von Wasser) grundlegend ist und unter einem einzigen Ansatz germ. *\*skapja-* mit der lexikalischen Grundbedeutung ‚(er-)schaffen‘ vereinigt werden kann.

Die besondere Stammbildung, die dann im Althochdeutschen durch das Nebeneinander von starken und schwachen Formen entsteht, wird durch innerparadigmatische Ausgleichsprozesse in der Weise ausgebaut, daß zum starken Präteritum ein regelmäßiges Präsens *skaffan* (mit Übernahme des /f/ aus dem Präteritum) gebildet wird und das -jPräsens ein schwaches Präteritum erhält. Die morphologischen Unterschiede werden demnach zur semantischen Differenzierung genutzt. Man vergleiche VEW 407 sowie N. Danielsen (wie oben), besonders S.282.

*stepfen* ‚schreiten‘, (N. NG.; präfigierte Formen in den Glossen), SchW 243, AGW 591, R 203.

Es handelt sich um den Fortsetzer eines alten *j*-Präsens, das im Althochdeutschen anscheinend nur noch schwach flektiert wird. Vgl. VEW 462f. germ. *\*stapja-*. Es ist allerdings nicht auszuschließen, daß StSG 1,199,25 (*ingredit : ana stepfit* Kb. *arnasteffit* Ra.) als starkes Verbum anzusehen ist. Die frühesten schwachen Belege sind überliefert in StSG 2,469,22 *Desiliat : uzstbfti* und ebd. *uzstafiti*.

Die starke Flexion ist sonst nur bewahrt in ae. *stæppan*, daneben Reste

im Altsächsischen und Altfriesischen; vgl. AhdG § 347 A.6. Es ist nicht erforderlich, für die althochdeutschen Belege ein nur im Althochdeutschen bezeugtes Kausativ *\*stapeja-* (VEW 462) anzusetzen. Germ. *\*stapja-* ist im Althochdeutschen nicht untergegangen, sondern lebt im schwachen Verb *stepfen* fort. Sieh auch K. Matzel, Ugerm. *\*arjan*, S.464 A.44.

**bi-suueren** ‚sich verschwören‘, (Gl.); R 325; vgl. AGW 617; der Beleg (StSG 1,403,35 *Coniurastis : piswertot*) ist ebenfalls als Beispiel für die Neubildung eines schwachen Präteritums nach einem *j*-Präsens zu deuten. Die Graphie <o> berechtigt im Clm 22201 nicht — wie AGW 617 — den Ansatz als *ón*-Verb; vgl. K. Matzel, Die Bibelglossen, S.88—91 und S.14 zur Stelle.

Die schwache Form steht neben dem starken Verb ahd. *suuerian* ‚schwören‘ (aus germ. *\*suar-ja-*), vgl. AhdG § 347 A.3, VEW 480ff.

## VII. Ablautreihe

Klasse Ia (Stammvokal *a*):

**falzen** ‚krümmen, falzen‘, (Gl.); AGW 139, R 37. Bezeugt ist zunächst ein starkes Verb der VII. Ablautreihe ahd. *falzan* ‚schlagen‘, das nur noch im Abrogans erhalten ist. StSG 1,146,29 *Fulcit : falcit* Pa. Kb. *falzit* Ra. Sieh VEW 182 unter germ. *\*falta-*, mhd. (verstreut) *gevalzen* Part., AW 3,559f. und AGW N 806. F. Raven, S.37, stellt die Belege unter einen Ansatz *falzen* sw.V. Zwar trifft Ravens Deutung nicht das Richtige, doch weist sie zugleich auf zwei schwach flektierende Belege, die im AW nicht verzeichnet sind. Sieh dazu auch AGW 139 und die Korrekturen unter AGW N 843. Zum einen liegt vor StSG 2,661,57 *Falcati : gifalztiu*, zum anderen StSG 2,687,17 *Falcati : kivalztiv comminus ensis*. Im AW findet sich nur die Präfixbildung *untar-falzen* sw.V. ‚getriebene Goldschmiedearbeit herstellen‘ bezeugt (StSG 1,323,13 *Interrasilem : untarfalztaz*); AW 3,560, AGW N 806, R 37. Im AW wird wohl zutreffend vermutet, daß „mit Übertritt in die schwache Flexion zu *falzan*, red. V.“ zu rechnen sei.

Klasse Ic (Stammvokal *ei*):

**leihhen** ‚zucken, wippen‘, AGW 367; **gi-leihhen** ‚ausgießen, laichen‘, AGW 367, R 102. Das Simplex findet sich einmal belegt StSG 4,351,9 *Uibrantibus : leichenten*; der Beleg fehlt R 102 und ist irrtümlich ebd. 114 unter *iohen* aufgeführt. Die präfigierte Form ist nicht ganz sicher zu deuten (vgl. StSG 2,43,25 *Fudit : Geleicha*; E. Steinmeyer, zur Stelle: „1. *Geleichta*?“ Der Kontext (Avianus XX,8) bietet keinen Anhalt, den Beleg anders, etwa als Part. 2 des starken Verbums, zu deuten. Die starke Flexion im Germanischen ist bezeugt durch got. *laikan*, an. *leika*, vgl. VEW 321f.

Das Simplex zumindest setzt das germanische starke Verb im Althoch-

deutschen fort. Noch im Mittelhochdeutschen sind Spuren der starken Flexion neben der üblich gewordenen schwachen Präteritalbildung zu finden, so daß starke Formen im Althochdeutschen wohl nur zufällig nicht überliefert sind.

**fir-meizen** ‚abschneiden‘, AGW 406, R 126. Belegt sind StSG 2,300,43 *Absciditur* : *danaginoman. farmeizit* und auch *aba-firmeizen* ‚abschneiden‘, StSG 2,262,32f. *Que in eadem debeat morte resecari diu indemo selpin toda scal apa fermeizt uuerdan.*

Die schwachen Formen stehen neben dem starken Verb *meizan* ‚einzer-schneiden‘; aus germ. \**maita-*, VEW 343f.

**zeisen** ‚zupfen, krempeln‘, AGW 757, R 274. Belegt ist StSG 3,502,47 *Lana succida* : *gizeis& wolla*. Der Beleg fehlt bei R. Der zweite Beleg ist weniger sicher: StSG 3,489,23 *Lana sucida* : *geizewolla*; R: *lles gezeiset*“. Es könnte eine Umdeutung unter Einfluß von *geiz* ‚Ziege‘ zu ‚Ziegenwolle‘ erfolgt sein. Der bei Raven angeführte Beleg StSG 3,647,43 *Carminare* . *zeisin*; R: *gezeiset*, ist mit AGW 757 als Form des starken Verbums *zeisan*, aus germ. \**taisa-*, VEW 498, zu deuten. Vom starken Verbum erfolgte der Übertritt in die schwache Flexion.

### Klasse II.3 (Stammvokal *uo*):

**ruozzen** ‚pflügen, beackern, aufwühlen‘, (Gl.); AGW 500, R 166. Im Althochdeutschen sind vier Belege nachweisbar, deren Klassifizierung jedoch nicht mit letzter Sicherheit möglich scheint. Mit ae. *wrōtan* ‚wühlen‘ (nur Präsens und starkes PPP, ebenso me. *wroten*) sind im Germanischen einerseits starke Verben bezeugt, die den Ansatz eines starken Verbums germ. \**wrōta-* ‚wühlen‘ rechtfertigen. Sieh VEW 571. Demgegenüber sind schwache Verben sicher in an. *rōta* ‚wälzen, reißen, zerstören‘, afr. *wrōta* ‚wühlen‘ sowie mnl. *wroeten* und mnd. *wroten* zu sehen. Auch die althochdeutschen Belege werden im AGW und von F. Raven allesamt als schwach bezeichnet. Der Beleg StSG 2,626,70 *Mouit [agros]* : *roozit* wird dagegen von E. Seebold (VEW 571) als stark eingestuft. Dies könnte dann allerdings auch für die übrigen Stellen gelten, so aus der selben Handschrift StSG 2,626,61 *Suscitat* : *ruozit*; 2,351,16 *Subigant* : *ruozant*, und — falls der Beleg wirklich mit dem AGW hierherzustellen ist — StSG 2,6,62 *Subigo* : *riuzo*. Die Schwierigkeit der Deutung spiegelt sich gut in Wilhelm Wissmanns Arbeit über die Nomina Postverbalia (Die ältesten Postverbalia des Germanischen, Göttingen 1938), wo das althochdeutsche Verbum S.35 als stark bezeichnet wird, S.104 A.2 wird hingegen vermutet „ahd. *ruozzan* könnte auch *jan*-Verb sein“. Die Auflösung des vermeintlichen Widerspruchs dürfte darin liegen, daß das althochdeutsche Verbum das starke Verb germ. \**wrōta-* ‚wühlen‘ fortsetzt. Die altnordischen und altfriesischen Verben und ebenso auch das althochdeutsche sind zur schwachen Flexion übergetreten.

Ursprünglich zur Klasse II zählte auch:

**bûuuen** ‚wohnen, bebauen‘, AW 1,1573 *bû(uu)an* red. V., *bû(uu)en* sw. V., SchW 82f. *bûan* red. sw. V., AGW 83 *bûan*, *bûwan* red. V., *bûen*, *bûwen*, sw. V., R 23. Im Althochdeutschen liegt ein schwaches Verb vor, das bei Otfrid noch unregelmäßige Präteritalformen zeigt, die als Reste der Reduplikation gedeutet werden können. Man vergleiche AW 1, 1573, VEW 124ff., AhdG § 353 A.3. Das Verbum bildet seine Formen im Althochdeutschen sonst (APs. B. N. NG. O.; Gl.) regelmäßig, wie die verba pura auf germ. *ê* und *ô*, mit Dentalpräteritum. Das Verbum war im Althochdeutschen in der VII. Ablautreihe isoliert, andere Verben mit Stammvokal *û* waren nicht mehr vorhanden.

Die Betrachtung der althochdeutschen Belege scheint zu bestätigen, was sich in jüngerer Zeit ohnehin als Haupteinwand gegenüber den Natürlichkeitstheoretischen Überlegungen in ihrer bisherigen Form herauskristallisiert hat. Schon wiederholt ist bemerkt worden, daß nicht allein die Produktivität einer Flexionsklasse und die Zahl ihrer Elemente über die Flexionsklassenstabilität entscheiden, sondern auch die Gebrauchshäufigkeit der einzelnen ablautenden Verben selbst.<sup>30</sup> Damit ist zugleich aber ein Urteil über die Beziehung zwischen hoher Frequenz und kontraktionischer Symbolisierung möglich geworden. Eine Verbindung dieser beiden Aspekte, die nicht auf den Prinzipien der „morphologischen Natürlichkeit“ beruht, ist von den Verfechtern dieser Theorie bisher zurückgewiesen worden.<sup>31</sup> Doch zeigt das althochdeutsche Material, daß selbst unter den starken *j*-Präsentien, die aufgrund ihrer Bildweise am stärksten der Sogwirkung der schwachen *jan*-Verben ausgesetzt waren,<sup>32</sup> nur eben die Verben den Übertritt tatsächlich vollzogen haben, deren Gebrauchsfrequenz als niedrig bezeichnet werden kann. Neben die verba

---

<sup>30</sup> So E. Meineke, ‚*Natürlichkeit*‘, S. 329, bes. S. 346 mit A. 93 mit weiterer Literatur; U. Hempten, *Die starken Verben*, bes. S. 79—83. Grundsätzliches zum Problem der Frequenz in der Theorie der „morphologischen Natürlichkeit“ bei Otmar Werner, *Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie*, in: ZfPSK 42 (1989), S. 34—47. Überdies ist zu fragen, warum hohe Gebrauchsfrequenz, die unbestritten für den Erhalt des archaischen, sehr heterogenen Paradigmas des Verbums nhd. *sein* verantwortlich ist, für den Erhalt der starken Flexion häufig gebrauchter ablautender Verben nun nicht verantwortlich sein soll.

<sup>31</sup> W. Mayerthaler, *Morphologische Natürlichkeit*, S. 48f.; W. Wurzel, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, S. 130.

<sup>32</sup> Die *j*-Präsentien mit der Lautstruktur *-KeK/-KaK-* bildeten im urgerm. ihr Präteritum mit Ablaut, schwundstufige Verben (*-KuK/-KûK-/KRK-*) mit Dental-suffix (vgl. R. Lühr, *Reste der athematischen Konjugation*, in: Bela Brogyana — Jürgen Untermann, *Das Germanische und die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache*, Amsterdam—Philadelphia 1984, S. 45 mit A. 112); von hier aus ist der Übergang erklärlich, da eine klare Grenze zwischen den Flexionsklassen früh verwischt wird. Gerade ablautende Verben mit Schwundstufe (vgl. oben die Belegsammlung) sind bei niedriger Gebrauchsfrequenz für den Wechsel anfällig.

pura, deren *j*-Präsens die Umbildung nach dem Muster der *jan*-Verben erleichtert haben dürfte, treten sechs weitere ablautende Verben mit *j*-Präsenssuffix.<sup>33</sup> Diese Verben konnten also aus dem genannten Grund, rein morphologisch betrachtet, leicht an die schwache Flexion angebunden werden. Die althochdeutschen Belege zeigen aber auch, daß nicht alle *j*-Präsentien schwache Nebenformen in einem Maße ausgebildet haben, daß sie uns durch den Filter der Überlieferung erhalten geblieben wären oder gar ganz zur schwachen Flexion hinübergetreten sind. Der Wandel vollzog sich ganz offensichtlich nur bei den Verben, deren Gebrauchsfrequenz niedrig war. Die drei Verben ahd. *bitten*, *liggen*, *sitzen*, die elementaren Lebensgewohnheiten zuzurechnen sind und deren Paradigmen den Sprechern daher vertraut waren, konnten dem Flexionswechsel widerstehen. Verben auch von mittlerer Häufigkeit, so *heffen* oder *swerren*, bildeten gelegentlich schwache Formen, die sich aber letztlich aufgrund der Gebrauchshäufigkeit der ablautenden Varianten nicht durchsetzen konnten. Auch ein Verbum wie ahd. *skepfen*, dem man weniger hohe Gebrauchsfrequenz zubilligen möchte, hat ein schwaches Präteritum gebildet, die sodann nebeneinander existierenden Doppelformen aber zu semantischer Differenzierung ausgebaut. Seltener Verben, wie ahd. *erien* und der Firtsetzer von germ. *\*stapja-*, gehen ungehindert zur schwachen Flexion über. Noch deutlicher wird der Einfluß der Gebrauchshäufigkeit bei der Betrachtung der einzelnen Ablautreihen. Nach W. Wurzel zeigen sich diejenigen Ablautreihen als besonders stabil, die besonders viele Verben aufweisen.<sup>34</sup> Umgekehrt, das zeigen die althochdeutschen Belege, sind die Ablautreihen und besonders die Subklassen von Ablautreihen, die nur sehr wenige Verben beinhalten, einer starken Sogwirkung durch die schwache Flexion ausgesetzt gewesen. Kleine Flexionsklassen, wie die althochdeutschen Klassen VII und VI, verlieren zwar, ganz im Sinne W. Wurzels, besonders viele Verben an die schwache Flexion, aber sie verlieren keineswegs alle, und es ist unverkennbar, daß der Ablaut eben bei den Verben erhalten bleibt, die einen wesentlichen Bestandteil menschlicher Tätigkeit bezeichnen und damit, was auch die Belegverweise der Wörterbücher beweisen, eine hohe Gebrauchsfrequenz besitzen. Keineswegs sind also alle Elemente dieser instabilen Flexionsklassen schwach geworden oder zeigen Tendenzen, dies heute zu tun. Schwach geworden sind nur die Verben, die zusätzlich durch niedrige Gebrauchsfrequenz selbst instabil werden konnten. Auch Verben wie ahd. *rūzan*, *spurnan* oder *klenan*, die nicht durch gleichstrukturierte Partner innerhalb der

---

<sup>33</sup> Man vergleiche die Zusammenstellung schwach gewordener *j*-Präsentien bei K. Matzel, *Urgerm. \*arjan*, Aspekte der Germanistik. Festschrift für Hans-Friedrich Rosenfeld zum 90. Geburtstag, hrsg. von W. Tauber, Göppingen 1989, S. 466 mit A. 44.

<sup>34</sup> W. Wurzel, *Flexionsmorphologie*, S. 168f. zeigt dies am Beispiel der I. Ablautreihe.

Ablautklasse gestützt werden könnten, sind dann, wenn sie zugleich nur selten gebraucht wurden, leicht in die Klasse der schwachen Verben übertreten. Die Gebrauchshäufigkeit scheint auch deshalb ein wichtiger Faktor zu sein, da viele der Verben, deren niedrige Frequenz zunächst zum Übertritt zur schwachen Flexion geführt hatte, im weiteren Verlauf der Sprachgeschichte sowohl in ihrer starken als auch der schwachen Variante untergegangen sind.

Der deutliche Bezug auf die Bedeutung der Gebrauchsfrequenz ermöglicht aber nicht nur eine angemessenere Beschreibung des Materials, dieser Zusammenhang hat auch Folgewirkungen für die Beurteilung der Theorie der „morphologischen Natürlichkeit“ selbst. Während noch W. Mayerthaler die morphologische Ausstattung einer Einzelsprache in Abhängigkeit des „universalpragmatischen Konzepts des prototypischen Sprechers“ gebildet sah,<sup>35</sup> gelangt bereits W. Wurzel auf der Basis einer genaueren Untersuchung des Deutschen zu der Erkenntnis, daß das, was in der Einzelsprache „normal“ ist, hierarchisch höher liegt und wichtiger für die Entwicklung der Einzelsprache ist als die universalen Prinzipien des strukturellen Ikonismus. Die systemgebundene „morphologische Natürlichkeit“ erscheint als einzelsprachliche Normalität.<sup>36</sup> So aber erweist sich das Phänomen „Gebrauchshäufigkeit“, in stärkerem Maße noch als die Größen „Flexionsklassenstabilität“ und „Systemangemessenheit“, als ein entscheidender Faktor bei der Konstituierung der sprachlichen Norm einer Einzelsprache.<sup>37</sup> Mit der Anbindung an die einzelsprachliche Normalität ist auch der gelegentliche Übertritt starker Verben zur schwachen Flexion als Teil der einzelsprachlichen Norm zu sehen. Der weitgehende Anspruch des Konzepts einer Theorie der „morphologischen Natürlichkeit“ kann damit auf ein „natürliches Maß“ zurückgeführt werden. Darüber hinaus erscheint es grundsätzlich fraglich, bei der Beurteilung der Ausbreitung der schwachen Präteritalformen das Augenmerk ausschließlich auf die Infinitivendungen der Verben zu richten. Schließlich unterläuft diese Erklärung in gewisser Weise selbst die Prämissen der Theorie der morphologischen Natürlichkeit. Einer derartigen monokausalen Erklärung hätte es im Rahmen der Theorie ja deshalb nicht bedurft, da diese von dem Moment an, da beide Flexionsklassen einander gegenüberstehen — und damit in diesem Fall schon seit der Ausbildung des Dentalpräteritums —, bereits den Rückgang der ablautenden Verben erwartet. Nimmt man die Theorie ernst, so braucht man für die jeweiligen Einzelsprachen nur zu erklären, warum und wo der vorausgesagte Wandel eben nicht eintritt. Eine Begründung aber, warum er

---

<sup>35</sup> Sieh dazu E. Meineke, *„Natürlichkeit“*, S. 342.

<sup>36</sup> W. Wurzel, *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*, S. 167; sieh auch E. Meineke, *„Natürlichkeit“*, S. 342 und 346.

<sup>37</sup> Sieh bes. E. Meineke, *„Natürlichkeit“*, S. 346f.

überhaupt eintritt, ist ja gerade nicht mehr eigens erforderlich, weil dafür schon das Gegenüber der deutlicher und weniger deutlich markierten Paradigmen ausreicht. Es sind eben die Belege, die die Veränderungen in althochdeutscher und voralthochdeutscher Zeit widerspiegeln, die zeigen, daß es im System der starken Verben auch schon vor der Wirkung der Endsilbenabschwächung instabile Flexionsklassen oder zumindest instabile Teilmengen von Flexionsklassen gegeben hat.

Zusätzlich zum Sonderfall der *verba pura* können am Beginn der Sprachgeschichte des Deutschen vor allem das *j*-Suffix der starken *j*-Präsentien, die isolierte Stellung einzelner Verben mit seltener Lautstruktur und gelegentlich auch die Annäherung an die Tempusbildung der Perfektopräsentien bei vergleichbarem semantischen Gebrauch den nach den Gesetzmäßigkeiten der Theorie der natürlichen Morphologie prognostizierten Flexionsklassenwechsel begünstigen. Diese Merkmale wirken weiter und werden in den folgenden Jahrhunderten durch weitere Faktoren ergänzt, die bis heute zur Instabilität von immer mehr starken Verben führen. Ist die Gebrauchsfrequenz einzelner Verben allerdings überdurchschnittlich hoch, so wird der erwartete Entwicklungsprozeß durchkreuzt. Es kann gelegentlich zu Schwankungen kommen, der Flexionsklassenwechsel aber unterbleibt. Die Betrachtung der althochdeutschen Einzelbelege hat zudem gezeigt, daß es nicht ausreicht, nur jene Verben in die Analyse einzubeziehen, die den Übergang in die schwache Flexion bereits vollständig vollzogen haben. Bei der Beschränkung auf diese — im Althochdeutschen noch seltenen — Verben gerät nicht die Prozessualität des Wandels weitgehend aus dem Blick, auch für die Beurteilung des gesamten Vorgangs gehen, wie die Überprüfung des Materials deutlich macht, wesentliche Aspekte verloren.